

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Overbeck über die Freundschaft mit Nietzsche

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

aus dieser seltsamen Unlust, aus der instinktiven Bangigkeit vor der Gefährdung individueller Vorsätze notwendig ein wärmeres Einvernehmen. Wenn daraus nun Freundschaft wurde, so war sie von ungewöhnlicher Beschaffenheit und desto höher zu stellen, da sie, einer Banalität entsprungen, diesen Ursprung so gänzlich vergessen ließ.

Overbeck über die Freundschaft mit Nietzsche



ir sind zwei Gelehrtennaturen, die über sich hinaus wollen, nur so vermag ich mir unsere innige Freundschaft zu erklären bei so enormer Ungleichmäßigkeit unserer Begabung — wobei ich mir über mein Zurückstehen gar keine Illusion mache — und ebenso großem Unterschiede unseres Temperaments. Auch ist, den ihr in uns gegebenen Voraussetzungen gemäß, die Freundschaft für keinen von beiden Teilen leicht geworden und doch für beide früh dagewesen und durch viele Jahre beständig geblieben und nur der Gewalt der Umstände erlegen. Was jenes in gewissem Sinne mühsame Entstehen betrifft, so weiß ich natürlich, wieviel ich an Nietzsches ganzem Gebaren recht eigentlich zu „überwinden“ hatte, und ebenso, wie leicht es doch schließlich stets damit gegangen ist, so daß die Empfindungen verletzenden Kontrastes und innerster Anziehung fast immer nahezu simultan gewesen sind und jene Momente der entfremdenden Kontrastempfindung bei mir stets so flüchtig waren, daß Freundschaft der grundbasartig sich behauptende Ton unseres Verhältnisses blieb. Auch ist es meinerseits ein einziges Mal dazu gekommen, daß ich gegen Nietzsche meine Stimme „erhob“ und ihm Mißvergnügen bekannte. Sonst gebe ich hier, wo mir doch aufs Paradoxeln nichts ankommen kann, nur auf das schlichteste meine Erfahrung wieder, wenn ich sage, daß unsere Freundschaft, welches auch ihre Hemmnisse gewesen sein mögen, stets schattenlos blieb. Mit dieser meiner Erfahrung glaube ich aber in der Hauptsache auch die Nietzsches nur wiedergegeben zu haben. Daß auch bei ihm jene bei mir schon zugestandenen Hemmnisse nicht fehlten, ist mir nicht im geringsten zweifelhaft. Sie gelten mir für völlig und unmittelbar festgestellt durch die zahlreichen Klagen und Anklagen Nietzsches gegen seine Freunde und gelehrten Berufsgenossen, die aus seinen Schriften jedermann, ebenso gut wie mir, bekannt sind. Die Einbildung, unter diese Klagen und Anklagen nicht zu fal-

Eine Freundschaft ohne Schatten und Trübung

len, liegt mir so fern, daß ich vielmehr die Überzeugung hege, nicht nur, daß sie ihre Spitzen auch in Niehsches Absicht gegen mich mit andern fährten, sondern daß sie meinerseits nicht unverdient und somit in den Tatsachen begründet sind. Daneben steht aber wiederum ebenso fest meine Überzeugung, daß Niehsche bald nach dem Beginn unserer Beziehungen mir aufrichtig zugetan gewesen und es bis zu den Tagen völliger Unnachtung seines Geistes geblieben ist. Ich entnehme diese Überzeugung ganz und gar nicht der Tatsache, daß Niehsche auch nicht ein einziges Mal, sei es in unserem mündlichen, sei es in unserem brieflichen Verkehr, mir unfreundlich entgegengetreten ist — worauf niemand, der Niehsche so nahe gestanden und ihn so gut gekannt hätte wie ich und hiernach wußte, was bei ihm der „Saun der Zähne“ aller Offenheit ungeachtet bedeutete, Gewicht legen würde, — wohl aber aus den untrüglichen Erfahrungen, die ein durch viele Jahre stetig fortgeführter, drei bis vier Jahre lang täglicher Verkehr bei Niehsches so höchst expansivem Wesen mir in großer Zahl liefern mußte.

Eine Freundschaft in der Verborgenheit

Meine Freundschaft mit Niehsche hat mit der Zeit, ohne mein Zutun und gewissermaßen von selbst, den größten „Nutzen“ aus ihrer Verborgenheit gezogen. Ich bin im Verkehr mit Niehsche schon sehr früh sein aufrichtiger und leidenschaftlicher Freund, meinetwegen selbst Bewunderer geworden, freilich niemals, so wenig wie sonst einer seiner Freunde, sein Adept. Auch bin ich nie in die Lage gekommen, ihn vor irgend jemandem als meinen Freund zu verleugnen. Wer mir nur einigermaßen nahestand, wußte zwar nicht, daß ich nicht sein Adept, wohl aber daß ich ihm innig befreundet war. Dies so sehr, daß ich fast sagen kann, das wußte jedermann. Aber wer bei meinen Lebzeiten und meinetwegen nichts davon gewußt hat, ist das Publikum, das kann ich mit nicht geringerer Wahrheit sagen. Und auch schon darum — abgesehen noch von aller Gelassenheit meines Temperaments — konnte es mir gleichgültig sein, als Niehsche später gegen seine Freunde mit solcher Maßlosigkeit öffentlich loszuziehen begann, keinen von uns nennend, doch mich jedenfalls nicht ausnehmend. Das brauchte mich nicht anzugehen, denn es zerstörte „im Publikum“ nur etwas, was ohnehin für mich in diesem gar nicht existierte. Ich hatte dabei Niehsche nichts „übelzunehmen“, und dies anzuerkennen oder vielmehr mit stetiger Unbeirrtheit zu empfinden, wurde mir nicht schwer bei dem Eindruck der Fülle der Eigen-

schaften, zumal der liebenswürdigen, die mir Nietzsche lieb gemacht haben, wie dieser Eindruck sich mir nicht nur aus der Erinnerung an unsern früheren Verkehr, sondern auch durch die Formen unseres Verkehrs, wie sie fortwährten, bis Nietzsche durch Wahnsinn uns Menschen allen verloren ging, stets gegenwärtig erhielt, und ich ließ mir seine öffentliche Kritik unserer Freundschaft bis zuletzt gefallen. War diese doch überdies insofern materiell ganz begründet, als sie mein mangelndes Adeptentum anklagte. Davon mochte das Publikum meinethwegen hören, vom Rest meines persönlichen Verhältnisses zu Nietzsche wußte es bisher überhaupt nichts, was ich als etwas Bestehendes vor ihm zu verteidigen gehabt hätte.

Meine Freundschaft mit Nietzsche! Ich weiß keine andere Bezeichnung für unser Verhältnis und würde mich für verrückt halten, wenn ich dabei durch den Gedanken an die Beziehung zwischen Meister und Schüler nur im entferntesten beirrt würde. Dagegen fragt sich um der Bedeutung des Altersverhältnisses in dieser ganzen Sache willen: war ich nicht, um noch Nietzsches Freund zu werden, zu alt im Verhältnis zu ihm, so alt, daß mir dies noch zu werden im Grunde schon verboten war, in welchem Falle meine Freundschaft für ihn nur ein Symptom meiner allzu langsamen Reifwerdung wäre, einer sich über Gebühr erhaltenden Impressionabilität?

Ich war, als ich Nietzsche kennen lernte, 33 Jahre alt, sieben Jahre älter als er. Das ließ kaum noch das Zustandekommen einer Freundschaft zwischen uns erwarten; ganz anderer Art waren, schon der Altersverhältnisse wegen, seine Freundschaften mit Gersdorff und Rohde. Dennoch kam es dazu. Vieles, was uns zusammenrückte, lag doch in den Umständen, unter denen wir uns zuerst im Jahre 1870 trafen. So faßten wir sehr bald, über alles was uns trennte weg, zueinander das Zutrauen, das uns gegen alles, was uns noch die Zukunft aneinander erleben ließ, sicherstellte. Dieses noch zu Erlebende war mit Rücksicht auf mich für Nietzsche ungleich weniger als bei mir, nicht nur weil ich schon meines Alters wegen der „fertigere“ war, sondern auch weil der Ehrgeiz bis zum Defekt bei mir mangelte, der in Nietzsche brannte, und dieser letztere Unterschied mag am Ende das Schlimmste gewesen sein, was Nietzsche an mir als etwas für ihn zu Überwindendes empfunden haben mag. Andererseits hat es ihm der bezeichnete Defekt wohl am leichtesten gemacht, jenes schon erwähnte Zutrauen zu mir ohne für uns bedenklichen Verzug zu fassen. Mit mir, der

Der Altersunterschied

ich neben ihm stets nur eine sehr still aufwachsende Pflanze blieb, ist Nietzsche nie in die Lage gekommen, sich im Besitz meiner Person durch irgend welche Öffentlichkeit beschränkt zu fühlen. Nur ich erlebte es, mich in dem stillen Besitz seiner Person, dessen ich mich in den ersten Jahren unseres Verkehrs erfreute, mit der Öffentlichkeit gewissermaßen teilen zu müssen, als er zu eigentlichem und zwar, so langsam er ihm selbst zu schreiten schien, doch frühem Ruhme gelangte. Eben das aber hat mich in meinem persönlichen und ursprünglichen Verhältnis nie im geringsten beirrt. Er war und blieb mein Freund und als solcher mein Privatbesitz, den ich gegen alle Ansprüche anderer höchstens nur besonders zu schützen mich aufgefordert fühlte. Nietzsche war mir bald der außerordentlichste Mensch, der mir auf meinem Lebenswege vorgekommen war, und das blieb er mir auch, als die Massen anfangen, über seine Außerordentlichkeit ihre Meinung zu haben. Darum blieb ich auch gegen das Maß meiner Übereinstimmung mit dieser Meinung ganz gleichgültig. Der letzte Beruf, den ich mir aus meiner Freundschaft erwachsen fühlte, war auf jeden Fall, sie (die öffentliche Meinung) in irgend welchem Sinne zu berichtigen oder zu belehren, sei es zur Herabsetzung oder zur Steigerung ihrer Schätzung Nietzsches. Zu solchem Unternehmen habe ich vielmehr nur immer zunehmende Abneigung empfunden. Nietzsche ist mein Dank für alles, was er mich hat erleben lassen, gewiß und unauslöschlich, aber nur ihm und diesem mit ihm selbst Erlebten, und nicht zugleich dem Doppelgänger, den er in den Köpfen anderer haben mag.



n Nietzsches ausgesprochenem Ehrgeiz, in seinem leidenschaftlichen Streben, sich geistig zur Geltung zu bringen, erkannte Overbeck von vornherein das wesentliche Unterscheidungsmerkmal ihrer beiden Naturen. Nietzsches Wirkungskreis in Basel war in dieser Hinsicht um ein nicht zu unterschätzendes Gebiet weiter bemessen. Während es für Overbeck Bedingung war, daß er von jeder Teilnahme an der praktischen Ausprägung seines Lehramtes befreit und somit jeder kirchlichen Wirksamkeit enthoben war, hing mit Nietzsches akademischem Lehramt auch noch dasjenige an den obersten Klassen des humanistischen Gymnasiums zusammen. Er fügte sich damit einer althergebrachten Einrichtung; die hervorragendsten seiner Kollegen, Leute wie Wilhelm Wackernagel und

Nietzsche
als
Gymnasiallehrer

Jakob Burckhardt, gaben ihm hiefür das Beispiel. Overbeck besaß für diese im engeren Sinne pädagogische Tätigkeit volles Verständnis. Mehr als einen Vorzug in Nietzsche's späteren Büchern brachte er mit diesem Umstande in Verbindung und hob bei jeder sich bietenden Gelegenheit hervor, was für ein ausgezeichnete Lehrer Nietzsche gewesen sei. Heute sind seine damaligen Schüler zu denjenigen Männern herangewachsen, die in voller Manneskraft dem bürgerlichen Leben der Stadt in amtlicher Stellung oder privater Wirksamkeit den Stempel aufdrücken. Hält man unter ihnen gelegentlich Umfrage, so scheinen sie einig in der scheuen Nachempfindung, sie hätten da nicht so sehr einem Berufspädagogen zu fügen gegessen, als etwa einem leibhaftigen Ephorus aus Altgriechenland, der mit einem Sprung über Zeit und Sitten mitten unter sie trat, um ihnen von Homer, Sophokles, Plato und ihren Göttern zu erzählen. Als berichte er aus eigener Anschauung von ganz selbstverständlichen und noch vollauf zu Recht bestehenden Dingen — so wirkte er auf sie. Eine nebensächliche Eigentümlichkeit, die mit seinen empfindlichen Augen zusammenhing, steigerte den geheimnisvollen Nimbus um ihn herum: in seinen Stunden mußten bei auch nur mäßiger Sonnenhelle die Fensterläden vorgezogen werden, damit das grelle, unmittelbare Tageslicht gebrochen und das Schulzimmer von einer wohlthuenden Dämmerung erfüllt wurde. Mit Prinzipienreiterei verlor er vor der Klasse so wenig Zeit als möglich; er gab den Gebrauch deutscher Übersetzungen von vornherein frei, wenn nur möglichst viele der griechischen Autoren gelesen wurden. Er konnte plötzlich eine schulgerechte Erörterung mit dem Aufruf und der Frage an irgend einen Schüler unterbrechen, der sich dessen vielleicht gerade am wenigsten versehen hatte: „Nun sagen Sie mir einmal, was ist ein Philosoph!“ — Um dann nach der nur wenig erschöpfenden Antwort des aus den Wolken gefallenem Verblüfften die Stunde mit einem hinreißenden Extemporevortrage zu Ende zu führen. Auch in der nur seltenen, dafür desto eindrucksvolleren Anwendung von Verweisen folgte er, frei von jedem Seminarrezepte, der unwillkürlichen Eingebung der Stunde. Einmal hatte er vor den Sommerferien der Klasse anheimgegeben, man solle in der Ilias die Beschreibung vom Schilde des Achill lesen und darüber berichten, aber bloß freiwillig, es sei keine Aufgabe. Beim Wiederbeginn rief er auf Geratewohl auf und fragte: „Haben Sie die Stelle durchgelesen?“ Der Betreffende sagte in seiner Verlegen-

heit ja, obschon es nicht wahr war. „Gut, dann beschreiben Sie uns den Schild des Achill!“ Nietzsche ließ das Schweigen, das nun erfolgte, unter der wachsenden Aufregung aller Schüler an die zehn Minuten andauern, gerade so lange als er gebraucht hätte, um den Gegenstand zu erledigen, und ging scheinbar aufmerksam zuhörend langsam auf und nieder, wie er zu lehren pflegte. Dann sagte er, ohne weiter ein Wort zu verlieren: „So, nun hat uns W. den Schild des Achill erklärt, jetzt fahren wir weiter.“ Ein anderer Schüler las unter dem Pultrande ruhig aus der Übersetzung ab. „Wie sonderbar“, unterbricht ihn Nietzsche, „Sie haben ja in Ihrem Buch eine ganz andere Lesart.“ Es kam ihm immer darauf an, die jungen Leute moralisch zu fassen, und so gestaltete er einmal ein öffentliches vor den Behörden und geladenem Publikum abzuhaltendes Examen, ohne Rücksicht auf das Risiko, das er selber dabei lief, zu folgender Kraftprobe einer überdies recht mäßigen Klasse. Er ließ eine unter Philologen als besonders schwer verschrieene Thukydidesstelle aufschlagen. „Haben Sie das schon gelesen?“ — „Nein.“ — „Finden Sie Schwierigkeiten darin?“ — „Ja.“ — „Darin haben andere Leute auch schon Schwierigkeiten gefunden“ — und nun ging es durch Dick und Dünn vorwärts. Die methodische Durchsetzlichkeit und das eigentlich Handwerksmäßige in der Geisteserziehung der halbwüchsigsten Jüngerschaft ließen zu wünschen übrig. Die Anfertigung eines Skriptums wurde unterlassen, nachdem ein erster Versuch nicht nach Wunsch ausgefallen war. Vokabularien oder Klassenhefte wurden nicht geführt. Es wurde drauflos übersetzt, unbekümmert um Formenlehre und Syntax. Von Zeit zu Zeit forderte er zum Meditieren auf, und das erhob alsbald die nüchterne Stimmung ins Ungefähre und Feierliche. Er mündete mit einem Gedankengang gerne in den charakteristischen Anschauungsversuch aus und stellte die Persönlichkeit etwa des Alcibiades oder des Achilles zum Exempel auf, damit seine Schüler durch seine Fragen angespornt nach und nach ihre eigene Intuition vor ihm aufbauen mußten. Im ganzen gilt von Nietzsches Lehrtätigkeit besonders am Pädagogium sein Spruch aus „Jenseits von Gut und Böse“ (63): „Wer von Grund aus Lehrer ist, nimmt alle Dinge nur in bezug auf seine Schüler ernst, — sogar sich selbst.“ Dies ist zu beachten, weil es doch eine Zeit gab, wo Nietzsche sich selbst nur noch in bezug auf sich selbst und sonst niemand andern ernst zu nehmen vermochte. Sein Lehramt konnte also, von den äußeren Hemmun-

gen ganz abgesehen, schon aus rein inneren Gründen in seinem Leben nur eine bloße Vorstufe sein.

Mit der Erfüllung seiner Amtspflichten erschöpfte sich jedoch Nießsches Verhältnis zur Pädagogik nicht. Seine ganze erste Basler Zeit stand überhaupt im Zeichen seines Erzieherbewußtseins und bestimmte, weit über die Gesichtspunkte des Amtes hinaus, auch seine allgemeinen Absichten, für die europäische Kultur Wirkung zu tun. „Wenn ich über die Zukunft unserer Bildungsanstalten zu reden versprochen habe, so denke ich dabei zunächst gar nicht an die spezielle Zukunft und Weiterentwicklung unserer Baslerischen Institute dieser Art. Gerade das aber muß mein Wunsch, ja meine Voraussetzung sein, mit Zuhörern hier in geistigem Verkehr zu stehen, welche über Erziehung und Bildungsfragen ebenso sehr nachgedacht haben, als sie willens sind, mit der Tat das als Recht Erkannte zu fördern.“ Diese Worte, die Nießsche 1871 aufschrieb, bezeichnen einen Gesichtspunkt für Nießsches erstes Entwicklungslustrum. Er empfindet sein gesamtes zukünftiges Denken und Wollen als erzieherische Fragestellung. Atmend und wirkend in einem lebendigen, auf möglichst humanistischen Abschluß der Bildung hinstrebenden Schulbetriebe, wie es im damaligen Basel die Doppelanstalt des Pädagogiums und der Universität darstellte, fühlte er sich in einem Elemente, dessen Wellenbewegungen ihm damals noch die Funktionen der Kultur überhaupt bedeuten mußten. Unerwartet war aus ihm ein eigentlicher Schulmann geworden. Er hatte sich ja mit der Absicht getragen, nach bestandnem Doktorexamen und längeren Bildungsaufenthalten im Auslande sich an einer deutschen Fakultät zu habilitieren; aber wie leicht hätte eine derartig freiwillige und jederzeit lösbare Bindung an den Lehrberuf gewogen gegen die ihm nun zugefallene Lebensstellung eines etatmäßigen Gymnasial- und Hochschullehrers. Wird aber damit Nießsches Gedankenwelt unter das Zeichen des Erzieherischen gerückt, daß ihm sein Lehramt zum divinatorischen Prinzip wird, so versteht sich, weil es sich dabei um Nießsche handelt, von selbst, daß dies bereits aus einem sehr radikalen gesellschaftskritischen Gesichtswinkel heraus erfolgt. Man höre zum Beispiel die Stelle aus dem ersten Vortrage vom 16. Januar 1872 (Taschenausgabe I, S. 299): „Der Bund von Intelligenz und Besitz“, den man nach diesen Anschauungen behauptet, gilt geradezu als eine sittliche Anforderung. Jede Bildung ist hier verhaßt, die einsam macht, die über Geld und Erwerb hinaus Ziele steckt,

Nießsches Erziehungsphilosophie

Sein Lehramt als divinatorisches Prinzip

die viel Zeit verbraucht: man pflegt wohl solche andere Bildungstendenzen als „höheren Egoismus“, als „unsittlichen Bildungsepifureismus“ abzutun. Nach der hier geltenden Sittlichkeit wird freilich etwas Umgekehrtes verlangt, nämlich eine rasche Bildung, um schnell ein Geld verdienendes Wesen werden zu können, und doch eine so gründliche Bildung, um ein sehr viel Geld verdienendes Wesen werden zu können. Dem Menschen wird nur so viel Kultur gestattet, als im Interesse des Erwerbs ist, aber so viel wird auch von ihm gefordert. Kurz: die Menschheit hat einen notwendigen Anspruch auf Erdenglück — darum ist die Bildung notwendig — aber auch nur darum!“ In dem Nietzsche mit einem so hohen und unerbittlichen Ernste der landläufigen Sittlichkeit entgegentritt, ist es ja ohne Zweifel er selbst, seine im höchsten Sinne rechtschaffene und sittenstrenge Persönlichkeit, die uns aus seiner Kritik redet. Die Frage ist nur, wie er, der doch eigentlich seiner Griechen- und Wagnerbegeisterung nach im ästhetischen Fahrwasser segelte, dazu kam, sich an die europäische Menschheit als echter und rechter Schulmeister zu wenden. Noch auffallender als in den Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten tritt das pädagogische Übergewicht in seiner damaligen Geistesrichtung zutage an der dritten unzeitgemäßen Betrachtung und zwar schon an ihrem Titel: „Schopenhauer als Erzieher“. Im Jahre 1868 hat er Gedanken über diesen selben Gegenstand zusammengefaßt unter der Überschrift „Schopenhauer als Schriftsteller“ (Biographie I, S. 350/51). In Basel wurde der formale und nationale Gesichtspunkt abgelöst durch den pädagogischen. Wäre der Aufsatz in Deutschland geschrieben worden, hätte vielleicht der andere Titellentwurf „Schopenhauer unter den Deutschen“ Aufnahme gefunden. Man überlege, was es mit diesem neuen Titel bei näherer Erwägung auf sich hat! Er setzt eine Beziehung, die von Hause aus eben gerade nicht besteht. Wozu hätte sich der Pessimist und Weltverneiner wohl weniger tauglich erachtet als zum Erzieher! Und mit welchem Nachdruck weist ihm Nietzsche diese Rolle zu: „Gewiß, es gibt wohl andere Mittel, sich zu finden; aus der Betäubung, in welcher man gewöhnlich wie in einer trüben Wolke weht, zu sich zu kommen, aber ich weiß kein Besseres, als sich auf seine Erzieher und Bildner zu besinnen. Deine wahren Erzieher und Bildner verraten Dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff Deines Wesens ist, etwas durchaus Unerziehbares und Unbildbares, aber jedenfalls schwer Zugängliches, Ge-

Schopenhauer
von Hause aus
nicht Erzieher!

bundenen, Gelernten: Deine Erzieher vermögen nichts zu sein als Deine Befreier. Und so will ich denn heute des einen Lehrers und Zuchtmeisters, dessen ich mich zu rühmen habe, eingedenk sein, Arthur Schopenhauers." — „Ich habe versprochen, nach meinen Erfahrungen Schopenhauer als Erzieher darzustellen und somit ist es bei weitem nicht genug, wenn ich, noch dazu mit unvollkommenem Ausdruck, jenen idealen Menschen hinmale, welcher in und um Schopenhauer, gleichsam als seine platonische Idee waltet. Das Schwerste bleibt noch zurück: zu sagen, wie von diesem Ideale aus ein neuer Kreis von Pflichten zu gewinnen ist und wie man sich mit einem so überschwänglichen Ziele durch eine regelmäßige Tätigkeit in Verbindung setzen kann, kurz, zu beweisen, daß jenes Ideal erzieht." — „Im Grunde entscheidet kaum die Seltenheit und Kraft der Begabung, sondern der Einfluß einer gewissen heroischen Grundstimmung und der Grad einer innerlichen Verwandtschaft und Verwachsenheit mit dem Genius. Denn es gibt Menschen, welche es als ihre Not empfinden, wenn sie diesen mühselig ringen und in Gefahr, sich selbst zu zerstören, sehen, oder wenn seine Werke von der kurzsichtigen Selbstsucht des Staates, dem Flachsinn der Erwerbenden, der trocknen Genügsamkeit der Gelehrten gleichgültig beiseite gestellt werden: und so hoffe ich auch, daß es einige gebe, welche verstehen, was ich mit der Vorführung von Schopenhauers Schicksal sagen will und wozu, nach meiner Vorstellung, Schopenhauer als Erzieher eigentlich erziehen soll." — Halten wir das fest: Nießsches erwachende Genialität erfaßt das Genie als Pädagog; die Schrift, in der er diesen Gedanken hinreißend zum Ausdruck bringt, schreibt er in Basel als Lehrer an schweizerischen Staatschulen. Da ist denn doch die althergebrachte Vorliebe des Schweizers für Probleme der Erziehung und Volksbildung hervorzuheben, eine Vorliebe, die der Heimat Pestalozzis und Jean Jacques Rousseaus wohl zu Gesichte steht. Jene Eigenschaften, von denen auch Nießsches Werk seinen Anfang nahm, haben somit zweifellos als eine nicht zu übersehende Wirkung seines dienstlichen Aufenthaltes auf Schweizerboden zu gelten. Gewiß — Nießsche besaß überhaupt eine pädagogische Ader und hätte, wäre er anderswo Gymnasiallehrer gewesen, Schopenhauer sowieso als Patron der Erziehung zur Kultur empfinden können. Mag die Schweiz sich immerhin etwas darauf zugute tun, daß das nun gerade in ihrem Schoße geschah — höheres Lob gebührt wohl Nießsche selbst, dessen kühner Wahr-

Der Genius als
Pädagog erfaßt

heitsmut ihn zu der großartigen, nur sprunghaft zu erreichenden Verbindung zwischen Erzieherpflicht und höchstem Kulturziel verlockte, zu der, mit dieser Überzeugungskraft, ein anderer niemals, er selbst freilich anderswo vielleicht auch nicht mit solcher Entschiedenheit gelangt wäre.

Ähnlich originell, wenn auch den Umständen angemessen in ganz anderer Weise als auf die Schüler wirkte Niehsche auf die Kollegen und die Basler Gesellschaft. Auch sie empfanden etwas Unnahbares in seinem Auftreten, das für einen nicht sehr tiefsichtigen Beobachter nicht ganz frei von Komik war. Dadurch daß Niehsche, wo er ging und stand, immer in irgend einer Art auf der Suche war, unterlag er bisweilen der Gefahr ins „Gesuchte“ zu verfallen. Unter seinen Briefen sind die leichteren, an fernstehende gerichteten voll geistreicher Wendungen, mit Wortspielen gespickte Kaufserien, gleißende Perlenschnüre aus gereihten Verbindlichkeiten und verblüffenden Appercus — genau so muß sich Niehsche im Gespräch mitgeteilt haben²⁶. Er wirkte in der Konversation vornehmlich blendend; aber es konnte vorkommen, daß der Wit seiner Aussage, den man mit vorschnellem Beifall belacht hatte, sich unversehens als Hülle einer kühnen, unheimlichen Wahrheitsvision entpuppte. Einmal erzählte er seiner Tischdame: „Mir hat kürzlich geträumt, meine Hand, die vor mir auf dem Tische lag, bekam plötzlich eine gläserne, durchsichtige Haut; ich sah deutlich in ihr Gebein, in ihr Gewebe, in ihr Muskelspiel hinein. Mit einem Mal sah ich eine dicke Kröte auf meiner Hand sitzen und verspürte zugleich den unwiderstehlichen Zwang, das Tier zu verschlucken. Ich überwand meinen entsetzlichen Widerwillen und würgte sie herunter.“ Die junge Frau lachte. „Und darüber lachen Sie?“ fragte Niehsche mit furchtbarem Ernste und hielt seine tiefen Augen halb fragend, halb traurig auf seine Nachbarin gerichtet. Da ahnte diese, wenn sie es auch nicht ganz begriff, es habe hier ein Orakel im Gleichnismunde zu ihr gesprochen und Niehsche ihr durch eine schmale Spalte den Blick in den dunkeln Abgrund seines Innern aufgetan. Ein andermal erbleichte er, der zum strengsten Richter über alles Obskurantentum werden sollte, vor Erstaunen und Entrüstung, daß ihm bekannte ältere Basler noch an das „Spalentier“ — ein Lokalgespens — glaubten und steif behaupteten, es haben brüllen hören.

Niehsche hielt damals noch sehr auf sein Äußeres. Er war mit einem alten badischen Staatsrate der einzige, der in Basel einen

grauen Zylinder trug. Sommergäste, die mit ihm zu gleicher Zeit im Maderanertal weilten, belustigten die feinen Zeugstiefelchen, mit denen er, immer den Spazierstock zum Tasten vor sich hinsetzend, in der Wildnis des Hochgebirges spazieren lief. Wer sich da nicht schon auskannte, nicht wußte, mit wem er es zu tun bekam, entging der Versuchung nicht leicht, in ihm am Ende gar einen Stutzer oder einen Wichtikus zu wittern. Aber schon damals folgte ihm das neugierige Auge des Publikums nicht, ohne um seine glänzenden Anfänge zu wissen. Der blutjunge deutsche Gelehrte war Gegenstand tuschelnder Unterhaltung. Das war der große Ausbund, raunte man sich zu, der ohne überhaupt Doktor zu sein eines schönen Morgens in seiner Leipziger Studentenbude als außerordentlicher Professor für Basel aufgewacht war. Ja man flüsterte noch mehr: das war der junge Freund Richard Wagners, der Ganymed des neuen deutschen Olympiers, in dessen Idyll Tribschen er ein- und ausging. — In Basel jedenfalls wird man Nießsche kaum je anders begegnet sein als mit der Befangenheit des Stolzes, ihn unser zu nennen. Sein täglicher Begleiter auf Spaziergängen und in Gesellschaften war Overbeck, und nichts konnte Nießsches Überlegenheit besser kennzeichnen, als daß Overbeck sofort von sich aus ins zweite Glied trat, sobald es sich um die menschliche Rangstufe des Freundes handelte. Daß damals Nießsche allerdings den Anspruch erhob, in Gesellschaft zu „primieren“, hat Overbeck bestimmt bestätigt; aber niemand wußte besser als er, wie himmelweit damit Nießsche von dem faden Dünkel entfernt war, in einem Salon Löwe zu sein und die erste Geige zu spielen.

Damals lebte in Basel das hochbetagte Fräulein Kestner, die Tochter von Werthers Lotte. Nießsche schreibt Rohde am 25. Juli 1872 (Briefe II, S. 342): „Der heutige Morgen geht darauf Goethe=Jnedita zu lesen: ich bin ad hoc von der noch einzig übrig gebliebenen Tochter von Charlotte Kestner eingeladen und habe schon neulich zwei schöne Gedichtchen ‚Reisefegen an Gräfin E.‘ zu hören bekommen.“ An Gersdorff schreibt er am 2. August 1872 (Briefe I, S. 219): „Von Fräulein Kestner (der Tochter Lottes) habe ich Goethesche Briefe (originaliter) geschenkt bekommen.“ Die quecksilbern lebendige und geistig übersprudelnde Greisin konnte es Goethe bis in ihr 94. Jahr nicht verzeihen, daß er „ihre liebe Mutter in so unzarter Weise in die Öffentlichkeit gezogen habe“. Bedeutende Persönlichkeiten aus dem Reiche, Bunsen, Abeken, Lepsius, Curtius, pflegten auf der

Durchreise bei Fräulein Kestner einzufahren, und dann stellte sich auch Jakob Burckhardt ein, der sonst jeder Einladung auswich; auch ihr Nefse, der Oberst Charras, der seit der Julirevolution an den französischen Ereignissen lebendigen Anteil genommen und sich seine Verbannung zugezogen hatte, angeblich wegen einer Napoleon III. verabreichten Ohrfeige, lebte in Basel. (H. Gelzer in seinem Burckhardt-Essay S. 46.)

Erinnerungen von Frau Ina von Miaszkowski

(Nach dem als Manuskript gedruckten Lebensbild: „August v. Miaszkowski“ S. 120—124)



Im Juni unseres ersten Jahres in Basel (1874) machten wir mit Bekannten einen Ausflug auf die Frohburg, einen schönen Punkt im Jura. Ich sah dort zum ersten Male die Hochalpenkette und empfand diesen herrlichen Anblick als wirklichen Abschnitt in meinem Leben. Ich war um eine neue, beglückende Vorstellung reicher geworden. Wer in sehr jungen Jahren die Alpen zum ersten Male sieht, kann nie einen so tief gehenden Eindruck empfangen, wie er mir an jenem sonnigen Sonntagsmorgen zuteil wurde. Und noch einen zweiten Gewinn brachte mir dieser Tag, die Bekanntschaft mit Friedrich Nietzsche. Er und seine beiden Freunde Overbeck und Romundt nahmen an dem Ausfluge teil. Nietzsche, der sich beim Wandern zuerst zu meinem Mann gesellte und nachher plaudernd neben mir ging, nahm uns beide aufs wärmste für sich ein. Jener Sonntag legte den Grund zu unserem späteren freundschaftlichen Verkehr. Unvergesslich blieb mir eine Äußerung, die Nietzsche schon damals mir gegenüber tat. Er unterbrach meine Schilderung unserer Jenaer Zeit mit der Frage: „Ja ist es denn möglich, daß Ihr Herr Gemahl sich nicht von dem bornierten Hochmut der deutschen Professoren abgestoßen fühlt? Die dulden ja keine abweichende Ansicht. Hat jemand aber eine solche, dann suchen sie ihn tot zu machen, indem sie sagen, er sei krank.“

Der
Dienstags-Verein
1870—75

Im Winter begründeten wir einen kleinen geselligen Verein, der alle vierzehn Tage abends abwechselnd sich zusammenfand. Über eine reizende Aufführung, die wir an einem jener Abende bei uns arrangierten, finde ich in einem Briefe an meine Mutter eine ausführliche Schilderung vor. Wir hatten uns ausgedacht, ein sorgfältig vorbereitetes lebendes Bild aus den Meistersingern mit unsern Kindern zu stellen, namentlich um Nietzsche zu erfreuen, dessen Freundschaft mit Wagner damals auf ihrem Höhepunkte